



WO IST BERLIN?
ISABEL MUNDRY

Geboren 1963 in Schlüchtern (Hessen), aufgewachsen in Berlin. 1983–91 Kompositionsstudium bei Frank Michael Beyer und Gösta Neuwirth sowie Belegung der Fächer Musikwissenschaft (Dahlhaus), Kunstgeschichte und Philosophie. Anschließend Ergänzungsstudium bei Hans Zender in Frankfurt/Main. 1992–94 in Paris als Stipendiatin der Cité des Arts und am ICRAM, Institut de Recherche et Coordination Acoustique/Musique (Kursus für Komposition und Informatik). 1994–96 freischaffend in Wien. Zahlreiche Lehraufträge seit 1986, seit 1996 Professorin für Komposition und Tonsatz in Frankfurt/Main. 1998 und 2000 Dozentin für Komposition bei den Darmstädter Ferienkursen, 1997 desgleichen beim Akiyoshidai-Festival, Japan. CD-Veröffentlichungen u. a.: „Flugsand“, Komposition für raumverteiltes Orchester, Breitkopf und Härtel, 1998. „Ferne Nähe“ für Streichquartett und raumverteiltes Orchester, Breitkopf und Härtel, 2001. „no one“ für Streichquartett, Breitkopf und Härtel, 1995. – Adresse: Belfortstraße 17, 79098 Freiburg.

*Da erwachte der edle Odysseus.
Ruhend auf dem Boden der lange verlassenen Heimat.
Und er kannte sie nicht ...*

Stipendien treiben einen hinaus, an irgendeinen Ort, der sich wesentlich dadurch qualifiziert, dass er nicht zu Hause ist und Distanz schafft, um Neues denken zu können. Ob Rom, Paris oder Worpswede – man ist versetzt in eine Welt, die sich selbst so vertraut wie dem Stipendiaten fremd ist. Und ähnlich, wie es sich in einem fahrenden Zug gut denken lässt, weil alles so unverbindlich wieder vorüberzieht, lassen sich am Stipendienort die

Gedanken bündeln, weil die Dinge draußen die Rituale der anderen bleiben, selbst wenn man sich ihnen mit Neugier hingibt.

Niemals hätte ich mir vorstellen können, durch ein Stipendium gerade an jenen Ort verschlagen zu werden, den ich am längsten kenne, in dem ich Kindheit, Jugend und Studium verbracht habe. Und Berlin ist ähnlich geblieben. Gebäude, Busse, Bäume, Meyer Beck, Philharmonie, Subkultur, Gendarmenmarkt, Gesichter, die bettelnde Frau am Ku'damm, „Hast de mal 'n Euro“ am Kottbusser Tor, Touristen und deren Fotomotive ... Weniger hat sich verändert, als Berlin von sich selbst behauptet, aber im Blick aufs Vertraute artikuliert sich die Erfahrung, dass Orte und Menschen eine asymmetrische Beziehung haben. Das Bestehen des einen spiegelt die Verwandlung des anderen. Ich kenne Berlin noch, aber fremd ist mir jene geworden, die es einst gekannt hat.

Vermutlich hätte es keinen besseren Ort als das Wissenschaftskolleg in meiner Heimatstadt für mich geben können, um mich der Komposition an einem Musiktheater über die Odyssee zu widmen und der Frage nachzugehen, wie sich Identität zu räumlicher und zeitlicher Bewegung und Verwandlung verhält. Mit der Perspektive auf die Parameter Raum und Zeit lassen sich homerische und musikalische Wahrnehmungsformen aufeinander übertragen. Meine Lesart der Odyssee konzentriert sich auf die beiden Figuren Odysseus und Penelope und deren diametrale Art, Wechselverhältnisse von Vertrautem und Fremdem zu erleben. Während Odysseus bis ans Ende der Welt reist, um zu erfahren, dass Heimat eine wach gehaltene Erinnerung ist, die sich mit keinem Ort zu decken scheint – zuletzt nicht einmal mit Ithaka –, entschwindet Penelope der vertraute Ort dort, wo sie immer gewesen ist. Bevölkert von Fremden, wird ihr eigener Hof zu einem anonymen Ort. Und schließlich erleben beide, dass das erinnerte Bild angesichts der vorangeschrittenen Zeit seinen Wert verloren hat. Im Moment ihrer Begegnung erkennen Odysseus und Penelope einander nicht mehr. Erst ein erneutes Abtasten alter Zeichen führt dazu, in dem veränderten Anderen den Widerpart des inneren Bildes zu erkennen.

Das Wissenschaftskolleg kannte ich schon von früher. Als Studentin besuchte ich gelegentlich die Abendkolloquien, neugierig auf den jeweiligen Inhalt des Vortrags und anschließend fremdelnd gegenüber Menschen, die in schwer durchschaubaren Übergängen zwischen unverbindlich höflichem Dialog und vertrautem Gespräch eine besondere Gemeinschaft auszumachen schienen. Nun wurde diese einst von außen beobachtete Welt zum Ort und Inhalt meines äußerst geschätzten Alltags, mit all seinen Ritualen, für die das Wissenschaftskolleg u. a. berühmt ist: tägliches Mittagessen, Dienstagskolloquium, Abendkolloquium, Abholen der Post etc. Ich hatte mir vorgenommen, mich in diesem

Jahr zu konzentrieren, weniger als sonst zu reisen und bei meinem Projekt zu bleiben. Doch man musste nur sitzen bleiben, um zu erleben, wie reich der Ambitus innerhalb einer Kantine sein kann. Die vielen Gespräche, u. a. mit Susan Zimmermann, Péter Nádas, Imre Kertész, Reinhard Kratz, Éric Brian, Carlo Severi, Victor Stoichita und Lydia Goehr und der Austausch über Projekte, von denen man zunächst meinen könnte, dass sie nichts miteinander zu tun hätten, haben mich nicht nur angeregt, sondern mein Denken verändert. So lässt sich Éric Brians Ansatz, dem Weg eines Objektes im Laufe des geschichtlichen Prozesses nachzugehen, um die Übergänge zu untersuchen, wie ein vertrauter Gegenstand zum fremden Ding wird, durchaus mit den Wegen vergleichen, die ein musikalischer Gedanke innerhalb eines Werkes durchlaufen kann. Carlo Severis Beschreibung von Zeichnungen eines indianischen Stammes las ich als eine äußerst präzise musikalische Analyse. Und die Lektüre von Péter Nádas' Essay „Melancholie“ und der darin ausgeloteten Resonanz eines Begriffes, hat mich direkt zu einer Komposition angeregt, die nur noch auf ihre Ausarbeitung wartet. Vieles andere habe ich einfach wirken lassen, ohne zu wissen, ob oder was es mit den eigenen Fragen zu tun hat. Und die Bücher von Navid Kermani lese ich nun erst einige Monate nach Verlassen des Wissenschaftskollegs mit großer Hingabe.

Aber es ging in dem Jahr nicht nur um den anregenden Austausch, sondern schlicht um eine Atmosphäre, die sich schwer beschreiben lässt, weil sie unmerklich entsteht und einen schließlich nicht mehr loslässt. Begegnet man am Anfang des Aufenthaltes einem Ort, von dem man anhand diverser Zeichen nur zu gut weiß, dass er seine Bewohner jährlich wieder ziehen lässt, so verlässt man ihn als einen, der sich prägend in die Erinnerung einschreibt. Und wenn ich heute in Berlin ankomme, will ich unwillkürlich in Richtung Grunewald fahren.